

Verbundkatalog Kalliope

In: Die Tat

Edwin Fischer. Er starb vor zehn Jahren.

Mann, Monika

1970-08-28

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Edwin Fischer

Er starb vor zehn Jahren

Neulich besuchte mich meine Schwester Elisabeth. Sie war plötzlich da. Das ist so ihre Art. Aus Malta, Santa Barbara, Belgrad, Paris ... Sie ist so beweglich. Es gab Kuchen, Wein, Musik.

Auf dem Eckmöbel — das gute Ottocentstück — unter der Lampe lag ein Haufen Platten, die historischen Platten — Furtwängler, Schnabel, Fischer, Edwin Fischer. Wie war ich «verschossen» in ihn dreizehnjährig (and ever since), konnte von meinem Parkettstuhl des Münchner Odeons mich an ihm nicht sattsehen, satthören! Er leitete die Bachgesellschaft, dirigierte vom Flügel aus die *Brandenburgischen Konzerte* ...

Diese Musiker, ein Schlag für sich! Die Musik ist die geselligste Kunst, erzieht zur Geselligkeit, ja setzt die Gesellschaft voraus! Lässt sie auch an den Bettlgeiger zu Füßen der Domtreppe denken, an den Narren mit der Laute zu Füßen eines ausgestopften Monarchen, an den Kastraten, der seine Mannheit opferte, an den Flötenspieler, der die Schlangen behext! — Edwin Fischer — so viel ich weiss, der Sohn einer Basler Waschfrau — über dem dicken blonden Haarschopf die schwarze Melone, düsterlich die helle buschige Braue, die kurzen Beine schrei-

ten wie durch einen Zaubergarten — ich begegnete ihm einmal auf einer Party in Florenz, wo er den Gästen das Rauchen untersagte. Mir unvergesslich. Man verzichtete, verzieh, wäre ihm zu Ehren auch Vegetarier geworden. Er wechselte in diesem Menschenkreis öfters den Platz, reichte sich herum, kam auch kurz neben mich zu sitzen, ehe er sich an den Flügel setzte und Schuberts Wanderer-Fantasie spielte. (Ich rauchte danach mindestens drei Tage nicht.)

Nun ist er zehn Jahre tot. Wie im Gedenken lassen wir «seine» Wanderer-Fantasie laufen.

Das gibts nicht mehr, bemerkte ich.

Ich habs vom Richter gehört, bemerkte meine Schwester.

Ich warf den Kopf.

Der russische Richter, weisst du.

Ja ja, und es ist nicht das. Es ist nicht so.

Es ist anders, konstatierte Elisabeth.

In ihrer Stimme lag Neutralität. Sie dachte nicht daran, zwischen diesem und jenem einen Wertunterschied zu machen oder gar zu leiden an ihm. Sie ist auch hier so beweglich, gibt ohne Wimperzucken das eine für das andere. Was ist

es, das den grossen Pianisten der Gegenwart vom grossen Pianisten der Vergangenheit unterscheidet? Die schwesterliche Neutralität wirkte ansteckend. Obzwar: etwas raste in mir. Diskutiert wurde nicht. Wir hörten zu. Wir hörten Schubert (*waren* Schubert ein bisschen). Ich vertagte das Experiment der Antwort zur ziemlich unbeantwortbaren Frage.

Eine Stilfrage?

Fest steht, dass bei Edwin Fischer nichts überromantisiert oder gar sentimentalisiert ist. Sein Spiel neigt zum vertieften underplaying, ist, bei aller «Authentik», schlicht, beinah scheu. Fest steht auch, dass er das, was er vorträgt, *ist*, während der Musiker von heute es *bewältigt*, es damit der spezifischen Sphäre entreisst und, bei aller vollendeten Interpretation, so etwas wie eine Dynamik des Werktags erzielt: ein Mezzo Forte wird ein Halblaut, ein Ritardando wird ein Zögern, eine Fermate wird eine Rast. Und: es ist die Muse im Streitespanzer — bestehen oder nicht! Man spürt die Möglichkeit einer universalen Entgleisung oder vielmehr die Unmöglichkeit, die starre Garantie: eine missglückte Passage, eine Gedächtnisstockung ist im kolossali-

schen Rahmen der Konzertindustrie nicht vorstellbar. Der Künstler muss da schon zugerichtet sein, ein Hall- und Allproof-Musizieren liefern! Edwin Fischer hat dies noch erlebt, war dem noch oder schon ausgesetzt, aber ist dem nicht anheimgefallen, sondern sich treu geblieben. Zu sehr ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, der musikalischen Salons, übte er nicht Verrat am intimen (wahren) Musizieren. Der Solist von heute, eingekreist von einer unabsehbaren Hörerschaft, ausgeklügelten Akustikanlagen und Uebertragungsgeräten, die seine Träumerei von Schumann zum Mond sendet, wenn es sein muss — dies An-ihm-zehren-und-konsumieren in so gewaltigem Mass muss notgedrungen stilbildend oder stilverbildend sein, und wo ist da das Produkt oder die Blume einer lebendigen Gesellschaft, die es nicht mehr gibt, abgesehen von dem Kreis einer greisen amerikanischen Mäzenin, die, auf makabre Weise eine versunkene Welt vorspiegelnd, die Wände ihres Washington-Land Schlosses mit Stradivaris und dem überdimensionalen innerlich leuchtenden Bildnis eines Paganini schmückt?

Es ist nicht das, es ist nicht so. Es ist anders.